

ren Natrons zeigte. Eine genauere Untersuchung ergab, dass die entsprechende Cartilago arytaenoides, gleichwie die übrigen Kehlkopfknorpel, gänzlich verknöchert und fast ganz in spongiöses Gewebe umgewandelt, und dass genau über dem Processus vocalis derselben in dem Perichondrium (Periost) der kleine Tophus eingeschlossen war.

Es wurde nunmehr eine ausgedehnte Nachsuchung gehalten, ob auch anderswo ähnliche Ablagerungen vorhanden seien. Die übrigen Theile des Kehlkopfes, die Ohrknorpel und fast alle Gelenke waren ganz frei, dagegen fanden sich sehr umfangreiche Ablagerungen an beiden grossen Zehen. Die Phalangealgelenke derselben waren grossentheils durch fibröse Anchylose obliterirt, aber sowohl äusserlich, als in den bindegewebigen Massen reichlich mit harnsaurem Mörtel durchsetzt. Letzterer fand sich auch in den Knorpeln der noch freien Metatarsalgelenke, und in dicken Schichten im Perioste und dem ligamentösen Apparat im Umfange aller Knochen der grossen Zehen bis zu den Würfelbeinen hin. Endlich lagen zahlreiche, ganz isolirte Heerde von rein weissem, harnsaurem Natron in den Markräumen der spongiösen Substanz der Phalangen, einzelne bis hanfkorngross.

Auch die genauere Untersuchung der Nieren zeigte ausser chronischer Interstitial-Nephritis mit ausgedehnter Verdickung und Erweiterung der Arterien und Verödung vieler Malpighischer Körper eine gewisse Zahl erweiterter Harnkanälchen der Marksubstanz mit grosskrystallinischen Infarkten von harnsaurem Natron erfüllt.

Der Fall bietet meiner Meinung nach ein besonderes Interesse, nicht blos wegen der meines Wissens neuen Erscheinung eines harnsauren Tophulus im Larynx, sondern auch wegen der diagnostischen Bedeutung dieser unscheinbaren Veränderung, welche mich erst auf die eigentliche Spur der Krankheit leitete. Er bestätigt ferner die schon von Cruveilhier und Fauconneau-Dufresne erwähnte Thatsache des Vorkommens gichtischer Ablagerungen in der Spongiosa der Knochen, welche Garrod (Die Natur und Behandlung der Gicht. Aus dem Engl. von Eisenmann. Würzb. 1861. S. 104, 117) nicht oder doch nur in sehr schwachen Spuren auffinden konnte, und die auch nach meinen Erfahrungen zu den seltensten Vorkommnissen gehört.

7.

Die Besetzung der Assistentenstellen am Berliner pathologischen Institut mit Beziehung auf das Glaubensbekenntniss der Bewerber,

erläutert von Rud. Virchow.

Vor einigen Monaten hat eine Neubesetzung der Assistentenstellen an dem meiner Direction unterstellten pathologischen Institut hiesiger Universität stattgefunden. Hr. Dr. Meilitz zu Berlin hat diese Besetzung vom Standpunkte des Judenthums, zu dem er sich zu bekennen scheint, zunächst in der zu Bonn erscheinenden „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“ zum Gegenstande einer tadeln-

den Kritik gemacht. Vor etwa 4 Wochen wurde mir dieser Artikel von der Redaction einer hiesigen demokratischen Zeitung mit dem Bemerken zugesendet, dass die darin behandelte Geschichte „zur Oeffentlichkeit dränge“, und bei mir angefragt, ob ich es angemessen halte, darauf zu antworten. Obwohl es sich hier um eine zwischen mir und dem Betheiligten durchaus vertraulich und mündlich verhandelte, und meiner Meinung nach unter beiderseitigem Einverständnisse erledigte Angelegenheit handelte, so hielt ich es doch für würdiger, einer solchen Anforderung nicht aus dem Wege zu gehen. Die Mittheilungen, welche ich dem entsprechend der betreffenden Redaction zugehen liess, haben jedoch nur den Erfolg gehabt, durch Vermittelung der hiesigen nationalliberalen Correspondenz die politischen Zeitungen der Provinzen und des Auslandes mit einem neuen Artikel voller Entstellung und zum Theil unter Behauptung geradezu falscher Thatsachen zu versehen, und Hr. Dr. Meilitz ist in der No. 26 der erwähnten „Zeitung des Judenthums“ mit einem neuen Angriffe vorgegangen, der sich nicht mehr auf die alten Behauptungen beschränkt, sondern neue, angeblich aus Privatunterhaltungen geschöpfte Beschuldigungen erhebt.

Ich bin diesem offenbar planmässigen Vorgehen gegenüber genöthigt, persönliche Rücksichten fallen zu lassen, welche mir früher eine gewisse Zurückhaltung auferlegten. Denn so absurd es auch erscheinen mag, mich als Proselytenmacher für das Christenthum dem gesammten Judenthum zu denunciren, so geben doch nicht wenige Zeitungs-Redactionen die Spalten ihrer Organe dazu her, diese Absurdität zu verbreiten, und ich halte mich namentlich den Fachgenossen gegenüber für verpflichtet, diese Art des Angriffes so bestimmt als möglich zurückzuweisen.

Die Thatsache, welche nach meiner Auffassung zunächst der Beurtheilung zu unterziehen gewesen wäre, ist die wirklich erfolgte Ernennung meiner Assistenten. Der Herr Minister hat auf meinen Vorschlag die Stellen des ersten und des zweiten anatomischen Assistenten an die Herren Dr. Cohnheim und Dr. Georg Wegner, die des chemischen Assistenten an Hrn. Dr. Oscar Liebreich vergeben. Es sollte sich nun vor allen Dingen fragen, ob diese Vorschläge geeignete Persönlichkeiten betroffen haben. Sonderbarerweise ist von dieser Untersuchung jedoch nicht die Rede; keiner der mir bekannt gewordenen Zeitungsartikel bemängelt die vorgeschlagenen und ernannten Persönlichkeiten. Nicht danach fragt man, warum ich diese Persönlichkeiten vorgeschlagen habe, sondern danach, warum ich andere nicht vorgeschlagen habe.

Nach meiner besten Ueberzeugung und nach sehr langer und reiflicher Ueberlegung habe ich diejenigen Persönlichkeiten genannt, welche ich für die am meisten geeigneten hielt. Hr. Dr. Meilitz, der in Berlin selbst wohnt, hätte wohl Gelegenheit finden können, falls er sich so sehr für die Besetzung meiner Assistentenstellen durch geeignete Personen interessirt, sich darüber zu unterrichten, ob meine Wahl auf ungeeignete Personen gefallen sei. Er spricht davon jedoch nicht; ihm genügt es zu wissen, dass ich Hrn. Dr. Aufrecht nicht gewählt habe und dass dieser ein Jude ist. Es thut mir im Interesse seines Schützlings leid, dass er mich zwingt, ihm die Frage vorzulegen, ob er glaubt, ich würde Hrn. Dr. Aufrecht gewählt haben, wenn er ein protestantischer Christ gewesen wäre? Es gab ausser den Herren Aufrecht und Wegner noch weitere Concurrenten, sowohl

jüdische, als christliche. Ohne jede Beziehung auf das Glaubensbekenntniss, aus durchaus sachlichen Gründen habe ich mich für Hrn. Dr. Wegner entschieden.

Aber ich habe doch zugestanden, dass ich Hrn. Dr. Aufrecht in einer Privatunterredung vorgestellt habe, ob es nicht zweckmässiger für ihn sei, seine Bewerbung zurückzuziehen und sich eine andere und zwar namentlich eine den practischen Zweigen der Medicin zugewendete Laufbahn zu erwählen, weil er ein Jude sei. Ich bilde mir noch heute ein, dass dies Verfahren das am meisten schonende für Hrn. Dr. Aufrecht war und dass die Erwägungen, welche ich ihm mittheilte, in jeder Beziehung wahr und zugleich ganz und gar im Interesse seines zukünftigen Fortkommens waren. Man ziehe nur in Betracht, dass die pathologische Anatomie (denn um diese handelt es sich, und nicht, wie die Redaction der Zeitung des Judenthums annimmt, um Physiologie) auf die Dauer nicht füglich der Gegenstand der Privatthätigkeit eines Gelehrten sein kann. Man braucht dazu eine Stellung an einem Krankenhause, es gehören dazu Räume, Sammlungen, Material, welche in Deutschland nur in einer öffentlichen Stellung und in nothwendiger Fülle nur an einer Universität erreichbar sind. Soll ein junger Mann, der sich eben erst über seinen Lebensberuf entscheiden will, sich nun nicht die Frage vorlegen, wie gross die Aussicht ist, dass er eine solche Stellung erreichen werde? und wenn er selbst sich diese Frage nicht vorlegt, soll es derjenige nicht thun, der bisher sein Lehrer war und der den Wunsch hat, ihm auch ferner zu helfen und ihn nicht etwa später verhungern zu sehen?

Hr. Dr. Aufrecht war von mir schon während des Krieges im Jahre 1866, als er eben Doctor geworden war, zur Stellvertretung in das Allgemeine Krankenhaus zu Magdeburg empfohlen worden. Er hatte dort so gefallen, dass, als zu Anfang des Jahres 1868 die betreffende Stelle vacant wurde, man sich seiner gern erinnerte, und schon, als die Frage meiner Assistentenstellen noch schwebte, war er erwählt worden. Es fragte sich also, ob er diese Stelle, welche seinen Fähigkeiten so sehr entsprach und welche ihm eine grosse Wahrscheinlichkeit eines dauernden Erfolges in Aussicht stellte, opfern sollte gegen ein Amt, das ihm bei einer Besoldung von 200 Thlrn. und bei einer nur 3jährigen Dauer die Möglichkeit eröffnete, nach einigen Jahren ganz von vorn anfangen zu müssen.

Hr. Dr. Meilitz wirft dagegen die Frage auf: „Auf welchem Wege ist es denn möglich, den Juden den Zutritt zur ordentlichen Professur zu erkämpfen?“ Auch antwortet er sofort darauf: „dadurch, dass freisinnige Professoren befähigten Juden Gelegenheit zu ihrer Ausbildung geben und an diesen der Welt zeigen, wie nützliche Dienste diese Männer ihr zu leisten im Stande sind.“ Hr. Dr. Meilitz ist hier nicht ganz deutlich. Sollen wir Juden als Assistenten anstellen, um auf diesem Wege den Zutritt der Juden zur ordentlichen Professur zu erkämpfen? Das würde die Voraussetzung enthalten, dass man schon im Voraus wüsste, ein junger Doctor, der Assistent werden will, habe das Zeug zum ordentlichen Professor in sich. Denn sonst wäre es doch der reinste Missbrauch, einen Juden anzustellen, um damit einen politischen Sieg zu erkämpfen. Es kann also füglich nur die Forderung anerkannt werden, dass befähigten Personen Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gegeben werde.

Hr. Dr. Meilitz könnte aber wohl wissen, dass das Berliner pathologische

Institut Personen jeden Glaubens offen steht, wenn sie ihre Befähigung zu pathologischen Arbeiten darthun. Jetzt, wie früher, arbeiten Juden und Christen darin, und auch denen, die nicht Assistenten sind, stehen Raum, Instrumente, Material in freier Weise zur Benützung. Während die Assistenten für oft sehr anstrengende mechanische Hilfsleistungen in Anspruch genommen werden, können die Anderen in freier Auswahl ihrer Zeit und ihrer Beschäftigung sich ganz den Studien widmen. Und in der That genügt diese Vergünstigung, sich zu akademischen Lehrstellen vorzubereiten. In ganz Preussen gibt es nur einen Professor der pathologischen Anatomie, der mein Assistent gewesen ist, Hrn. Grohe in Greifswald; alle anderen haben nur kürzere oder längere Zeit das pathologische Institut benutzt, ohne ihm eigentlich angehört zu haben. Trotzdem ruft die nationalliberale Correspondenz emphatisch aus: „Warum in aller Welt hat es denn Hr. Virchow so eilig, seine Assistenten in die ordentlichen Professuren einzuschieben?“ Niemand kann es weniger eilig haben. Seit den 12 Jahren, wo ich das pathologische Institut leite, sind drei meiner Assistenten, die Herren Grohe, v. Recklinghausen und Klebs Professoren der pathologischen Anatomie geworden. Weder ich hatte es also eilig, noch hatten es, und das ist mein besonderer Stolz, meine Assistenten eilig, mich zu verlassen; im Gegentheil ist es öfter vorgekommen, dass sie Bedenken trugen, auswärtige Stellen anzunehmen, nur um länger meine Assistenten zu sein.

Auch Hr. Aufrecht hat längere Zeit in meinem Institut gearbeitet, und ich hätte ihm gewiss keine Hindernisse in den Weg gelegt, wenn er es noch länger hätte thun wollen. Da er sich aber zu entscheiden hatte, hat er frei gewählt. Dass er von einem Gedanken, dem er auf Antreiben Anderer Raum gegeben und den er lieb gewonnen hatte, sich nur schwer trennte, ist selbstverständlich, aber schliesslich entschied er sich für die klinische Richtung. Der nachstehende, von ihm an mich gerichtete Brief möge den Vorgang aufklären:

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, in Angelegenheit der bei Ihnen von mir erbetenen Stellung als Assistent an Ihrem Institut ein paar Zeilen an Sie zu richten, nicht ohne die inständige Bitte, meine Offenheit nur als solche zu nehmen.

Ich hatte zu Anfang dieses Jahres die Stellung als Assistent am Magdeburger Krankenhause in Aussicht, als durch den Abgang des Herrn Dr. Roth die Stelle eines Assistenten an Ihrem Institut frei werden sollte. Ich selbst hätte vielleicht nie gewagt, mich hierum zu bewerben, wenn ich nicht durch meine Bekannten und Freunde dazu geleitet worden wäre. Mein Urtheil schwankte zu Anfang, durch das Urtheil Anderer wurde es corrigirt und ich erlaubte mir Sie, Herr und Lehrer, darum anzugehen. Die Aussicht auf eine Stellung, in welcher ich Einiges zu leisten hoffte, machte mich froh; aber die letzte von Ihnen mir gewährte Unterredung hat in mir einen Sturm von Ansichten und Meinungen hervorgerufen, die sich einzig und allein auf die Frage concentrirten, ob pathologischer Anatom oder Kliniker d. h. practischer Arzt. Er hat sich endlich gelegt. Ich wollte mich der pathologischen Anatomie, die ich lieb habe, ergeben, ich wollte für den Fall, dass mir auf diesem Wege keine günstige Lebensstellung blühen sollte, die mir hätte erwünscht sein müssen, weil ich regelmässig thätig sein will, der Praxis mich

wieder zuwenden, aber Ihre Worte, Herr und Lehrer, haben mich ernst nachdenken gemacht. Ich mag keine Zerrissenheit und Zerfahrenheit, ich mag kein für mich unbefriedigendes Leben.

Und so gestatten Sie mir, Herr, zu einer Zeit, wo Sie wohl schon hierüber zur Tagesordnung hinweggegangen sind, zu sagen, dass ich den Weg ärztlicher Thätigkeit gehen werde, erlauben Sie mir aber auch das Bekenntniss, dass Ihr Schüler seinen Lehrer um so mehr verehrt, je mehr er seine Fürsorge einsehen gelernt hat.

Nun sagt noch seine herzlichsten Grüsse

Ihr ergebener

Loslau, den 11. März 1868.

Dr. Aufrecht.

Mein Bericht an den Minister, worin ich die neuen Personal-Vorschläge machte, datirt vom 27. März, die Verfügung des Ministers vom 7. April.

So liegen die Thatsachen. Die nationalliberale Correspondenz irrt sich oder lügt, wenn sie sagt, dass ich „eingestandenermaassen keinen Juden als Assistenten annehme“. Ich habe dies nie eingestanden und ich werde nie aus dem Glauben der Bewerber ein entscheidendes Kriterium machen. Mit demselben Rechte könnte man sagen, ich nehme eingestandenermaassen keinen Armen als Assistenten an. Denn ich bin leider durch die geringe Ausstattung der fraglichen Stelle genöthigt, jeden Bewerber auch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass er von der Stelle nicht leben könne. Oder sollte ich principiell arme Assistenten wählen, um eine höhere Besoldung der Stelle zu „erkämpfen“?

Die Correspondenz hat gut reden, wenn sie von mir aussagt: „Er übt hier im vermeintlichen Interesse der Betheiligten eine bureaukratische Bevormundung aus, zu welcher er keinerlei Beruf oder Befugniss hat.“ Wohin doch die Consequenz führt! Bis jetzt ist noch an unseren Universitäten die Regel geltend, dass man es für einen Beruf und eine Befugniss der Anstalts-Directoren hält, ihre Assistenten zu wählen. Wie sonderbar das Verhältniss sich gestalten kann, wenn die Assistenten octroyirt werden, davon haben wir gewisse Erfahrungen, die ich hier nicht ausführen will. Die Assistenten vorzuschlagen, ist ein wohlbegründetes Recht der Vorstände der Anstalten, und das Ministerium handelt gewiss weise, wenn es dieses Recht durch seine Bestätigungen regelmässig anerkennt.

Hätte ich in einem gegebenen Falle aber die Ueberzeugung, dass der am meisten befähigte und am besten vorbereitete unter den Bewerbern um eine Assistentenstelle ein Jude, und selbst ein armer Jude wäre, so würde ich kein Bedenken tragen, ihn dem Ministerium so warm und dringlich als möglich vorzuschlagen. Auch zweifle ich nicht, dass das gegenwärtige Ministerium einen solchen Vorschlag bestätigen würde, so gut wie es jüdische Assistenten an Krankenhäusern und Kliniken zugelassen hat.

Freilich hat sich Hr. Dr. Meilitz nicht gescheut, zur Verstärkung seines Angriffes auch die Vermuthung anzuregen, ich hätte einen älteren Assistenten von mir, der früher Jude gewesen, zum Uebertritt bestimmt. Ja, die nationalliberale Correspondenz entblödet sich nicht, zu behaupten, ich hätte „vor längerer Zeit einen jungen Gelehrten jüdischer Abkunft, den ich zuerst abgewiesen, dann nach oder wegen bestandener Taufe angenommen“. Diese Lüge ist etwas grob. Ich habe allerdings

einen jungen Arzt jüdischer Abkunft, der damals gerade noch kein Gelehrter war, nach bestandener Taufe angenommen. Dass ich ihn wegen bestandener Taufe angenommen hätte, ist wohl nur vom Standpunkt jener Transscendenz aus zu begreifen, von welcher die nationalliberale Correspondenz zuweilen angewandelt wird. Welche Komik, zu vermuthen, ich verwerthete meine Assistentenstellen zu Belohnungen für Convertiten! und welche Unwürdigkeit, einem jungen „Gelehrten“ zuzumuthen, er mache seine Conversion, um eine Assistentenstelle mit 200 Thalern Gehalt zu erlangen! Die Geschichte verliert aber ihre ganze Pointe, wenn man erfährt, dass ich den jungen „Gelehrten“ nie abgewiesen, sondern dass ich ihn vielmehr meinerseits aufgefordert habe, mein Assistent zu werden.

Hr. Dr. Meilitz ist jedoch auch damit noch nicht am Ende seiner Angriffe. Er hat jetzt „aus zuverlässiger Quelle“ erfahren, dass eine auf die Ernennung des Hrn. Traube zum ordentlichen Professor gehende „Anregung eines hervorragenden Facultätsmitgliedes bei Herrn Virchow auf Widerstand stösst“. Wie angenehm und wie collegial, die Geheimnisse der Facultät in der Zeitung für das Judenthum auszuplaudern! Ich habe darauf eine sehr einfache Antwort: Zu allen Zeiten habe ich den statutenmässigen Grundsatz vertheidigt, dass die Ordinariate Stellen und nicht Titel sind, und dass, wenn kein Ordinariat vacant und kein neues gegründet ist, auch kein Ordinarius zu ernennen ist. Geht man davon ab, so geräth man auf das Gebiet der Willkür, welches vielleicht der einen oder anderen Persönlichkeit zum Vortheil, dem Ganzen aber stets zum Nachtheil ausschlägt. Dieser Auffassung habe ich als Professor, wie als Abgeordneter öffentlich und privatim Geltung zu verschaffen gesucht, und Hr. Dr. Meilitz kann danach im Voraus in vielen Fällen wissen, wohin meine Voten gehen werden. Sollte er es jedoch vorziehen, seine „zuverlässige Quelle“ weiter zu benutzen, so möchte ich ihn doch ersuchen, sich und dem Publikum darüber Gewissheit zu verschaffen, wie ich mich in denjenigen Fällen, wo es sich um Abstimmungen über die Anstellung von Juden gehandelt hat, verhalten habe. Vielleicht würden er und die nationalliberale Correspondenz dann finden, dass es nicht nöthig war, in der vorliegenden Angelegenheit Spinoza und David Strauss, Lazarus und Lasker gegen mich in's Feld zu führen.

Ich leugne es ja nicht, dass unter den Juden sehr ausgezeichnete Männer sind, und ich will sogar zugestehen, dass verhältnissmässig viele darunter sind. Aber nicht jeder Jude hat deshalb das Zeug zu einem Spinoza oder einem Lasker. Der Familien- und Stammesstolz führt leicht zur Ueberhebung und zur Ungerechtigkeit. Ich verstehe das, aber ich liebe es nicht. Allein ich zweifle nicht, dass auch diese Eigenschaft, wie die so weit verbreitete Empfindlichkeit der Juden, sich verlieren wird mit der vollen Gleichberechtigung, und schon darum werde ich stets bereit sein, diese herbeiführen zu helfen. Meinen jüdischen Gegnern wird freilich auch diese Versicherung nicht genügen und sie werden vielleicht, wie die nationalliberale Correspondenz, von Neuem finden, dass „ein sonst liberaler Mann“ doch im Leben die von ihm „gepredigten“ Grundsätze nicht consequent anwende. Zu weiterer Illustration und zugleich zum Schutze gegen diese Art von Betrachtungen sei es mir zum Schlusse gestattet, ein für mich wenigstens sehr lehrreiches Beispiel anzuführen.

Im November 1866 hielt ich eine öffentliche Vorlesung über Krankenhäuser. Ich schilderte darin, meiner Meinung nach geschichtlich getreu, die beinahe einzigen Verdienste, welche das Christenthum um diese Seite der Humanitätsanstalten gehabt hat, — Verdienste, welche bekanntlich dadurch nicht aufgewogen werden, dass die Juden im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts gleichfalls Krankenhäuser (und zwar gewöhnlich für Juden) gegründet haben. Schon nach dem Schlusse der Vorlesung wurde mir mitgetheilt, dass mein Vortrag bei nicht wenigen der anwesenden Juden grossen Unwillen erregt hätte. Wenige Tage nachher erhielt ich folgenden Brief:

Freitag, den 30. Nov.

Geehrter Herr Professor!

„Meine ganze Achtung und Verehrung habe ich den Männern des Volks gewidmet. Ich glaubte bisher, dass es für keinen derselben einen bevorzugten Stand, und ebensowenig eine bevorzugte Religion gäbe. Um so mehr hat es mich gewundert und geschmerzt, in einem Volksvertreter Ihrer Bildung eine Parteilichkeit für die eigene Religion zu finden, wie Sie dieselbe in Ihrer Vorlesung über Hospitäler am Donnerstag im Arbeiterverein aussprachen. Achten Sie die Barmherzigkeit der Juden so gering, dass Sie nicht bei der Ermahnung: Ich empfehle das schöne Werk der Krankenpflege der Menschenliebe, stehen bleiben konnten, sondern zum grossen Missfallen eines nicht geringen Theils Ihrer Zuhörer hinzusetzen mussten: Ich möchte fast sagen, der christlichen Liebe. Wohl weiss ich, dass von vielen Christen gesagt wird, dass die Mildthätigkeit die einzige christliche Eigenschaft der Juden sei, doch gehen diejenigen, welche dies sagen, sich nicht davon Rechenschaft, dass gerade die Nächstenliebe, die Milde gegen Arme und Fremde und Leidende die schönsten und ältesten Eigenschaften der Juden sind. Zwar hat sich leider diese Nächstenliebe, namentlich früher, nur auf die Glaubensgenossen erstreckt, doch ist dies natürlich bei der Zurücksetzung, die die Juden stets erfahren haben, und auch jetzt noch, wie Ihre Ermahnung zeigt, von gebildeten und aufgeklärten Männern erfahren. Jetzt schon erstreckt sich die Milde der Juden weit über die Gemeinde; doch weit mehr noch würde dies geschehen, wenn bei Aufforderungen zu Wohlthätigkeiten mehr die menschliche, als die christliche Liebe angerufen würde. Die Zurücksetzung unserer Gemeinde schmerzt uns nur, wenn wir sie von aufgeklärten Leuten erfahren, von solchen, welche das Volk zu heben sich bestreben, von denen, die wir für dieses Wirken achten müssen, und die allein im Stande wären, das Vorurtheil gegen die Juden zu unterdrücken. Um dem Volksvertreter wieder meine ganze Verehrung zuwenden zu können, wünschte ich, dass Sie den Juden Gerechtigkeit widerfahren liessen und unter Ihren vielseitigen Studien auch dem des Judenthums einige Zeit widmeten.“

So ist die jüdische Empfindlichkeit! Nicht einmal die Geschichte möchte sie bestehen lassen: die bekannte Unduldsamkeit, ja Grausamkeit der alten Juden gegen Fremde soll in Milde und Nächstenliebe umgesetzt werden! Es thut mir leid, dass ich diesen Wünschen, gerade um der Gerechtigkeit willen, nicht genügen kann.